

Rhein und Lahn



Nummer 31

Verantwortlicher Schriftleiter:
Otto Richard Wamlinger

Sonntag, 10. Oktober 1920

Druck u. Verlag: Buchdruckerei Fr. Schödel
Jug.: Fr. Röhr; sämtlich in Oberlahnstein

2. Jahrgang

Lahnsteiner Leut' und andere Leut'

Ein Brief aus dem Oldenburgischen Münsterland

Ein Freund unserer Zeitung schreibt uns: *Beatus ille, qui procul negotiis!* (Glücklich der, welcher für einige Zeit dem Dienst entfliehen kann), sagt Horaz, der Freund einer heiteren Lebenskunst. Ich halte etwas auf Horaz, und so habe ich für einige Zeit unsern lieben Lahnstein und den Alten den Rücken gekehrt und sitze im südlichen Oldenburg, im sogenannten Oldenburgischen Münsterland. Neben Schlafen, Essen und Spaziergehen mache ich Betrachtungen und vergleiche die hiesigen Verhältnisse mit denen daheim im Lahnsteiner Land. Ich will Ihnen einiges darüber schreiben.

Es ist ein echtes oldenburgisches „Raff“, in dem ich für einige Zeit Anker geworfen habe. Viel Menschen sieht man, Gottlob, nicht, die großen Städte sind fern; dafür kann das Auge sich weiden an dem Vieh, das Tags über die spärlichen Weiden bevölkert. Man mott se gaut messen, anners gift nicht vül Gräs“, erklärte mir ein alter Knecht. Also Viehzucht und Landwirtschaft sind hier Trumpf. Trotzdem bewegt auch in der hiesigen Gegend die Kartoffelfrage die Gemüter gerade wie im Kreis St. Goarshausen und speziell in Lahnstein. Produzenten und Konsumenten können nicht unter einen Hut kommen, nämlich in der Preisfrage. Jene, die weit in der Ueberzahl sind, verlangen 30 Mark für den Zentner, diese begehren dagegen auf und drohen in Versammlungen mit Selbsthilfe. Wer von den Verbrauchern das Geld hat, zahlt gelassen die geforderten 30 Mark: „Wir müssen doch Kartoffeln haben!“ Eine niederheinische Großstadt hat bei einem Bauern der hiesigen Gegend eine große Menge Erdäpfel für 30 Mark den Zentner gekauft. Alles war fix und fertig, nur sind, als der Bauer mit seinen begehrten Grundbirnen zum Bahnhof kommt, die bestellten Eisenbahnwagen nicht da. Die Früchte bleiben zwei Tage oder mehr auf der Station stehen; hoffentlich werden nicht zu viele geklaut. Die armen Großstädter warten derweil auf ihre Kartoffeln. Früher nannte man so etwas „polnische Wirtschaft“. In deutschen Ländern kannte man derartiges nicht. Was werden übrigens die großstädtischen Arbeiter dazu sagen, wenn sie nun demnächst den Zentner Erdäpfel mit mehr als 30 Mk. bezahlen sollen? In Rastätten haben unsere Führer in der Kartoffelsache ja mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Hoffentlich mit Erfolg!

Also das wären die Kartoffeln! Sonst sind die Preise für Lebensmittel hierzulande durchweg niedriger als in Lahnstein. Das gilt auch für viele andere Bedarfsartikel. So kostet die Marken-Butter 11,60 Mark das Pfund, ein Paar feine Damenschuhe 100 Mark. Trotzdem Versammlungen, in denen gegen die geltenden Preise Sturm gelaufen und von der Oldenburgischen Regierung Abhilfe verlangt wird. Also der Ruf nach Abbau der Preise auch hier in den Städten und Dörfern.

Nun die Heizungsfrage. Die ist hier nicht

ganz so brennend wie anderswo vielfach. Das Moor ist nämlich in der Nähe. Es liefert Torf, der in den meisten Häusern verbrannt wird. Allerdings ist er stark im Preise gestiegen, ein großes Fuder kostet 200 Mark. Wer im Moore eine erhebliche Fläche sein eigen nennt, gilt jetzt als reicher Mann. Früher war's anders.

Was die Wohnungsfrage angeht, die uns in Lahnstein stark beschäftigt, so gibt es eine solche auch hier; aber die Sache brennt nicht auf den Nagel. Viele junge Männer haben „eingehelratet“, dadurch löst sich die Unterfrage meist von selbst. Die Wohnungsrationierung, an welche die Dorfobrigkeit schon mal gedacht hat, wird als ein Greuel angesehen, das heißt, von den davon Betroffenen. Ob sie in Lahnstein noch kommen wird?

Etliche Bauern haben hier ihre Hallen hungerten Städten geöffnet. Auf einem Bauernhofe soll den „Kurgästen“ sogar ein großer Topf Milch zur Verfügung stehen, der sich immer wieder fülle, wie einst der Krug der Witwe von Sarepta. Die Preise sind billig.

Das wäre das Materielle, von dem ich Ihnen naturgemäß zuerst geschrieben habe. Denn „primo vivere, deinde philosophari“ (Zuerst leben, dann philosophieren), sagte der Lateiner. Nun noch einiges über das, was das Geistige betrifft. Da war letzten Sonntag der erste oldenburgische Katholikentag. In Cloppenburg, einem Städtchen des Landes, wurde er abgehalten unter großer Beteiligung des katholischen Volkes, das im Oldenburgischen Münsterlande fest am Glauben seiner Väter hängt. Sogar ein langer Festzug bewegte sich durch die Straßen. In Lahnstein hatten wir ja, wie mir geschrieben wurde, am Sonntag auch einen Katholikentag. Leider soll's ihn aber verregnet und außerdem eine einheitliche Leitung gefehlt haben. Also zeigte sich auch hier wiederum die unglückselige Zerrissenheit der Verbindung zwischen Ober- und Niederlahnstein. Wie lange tandem?

Gepannt werden Sie die Kunde vernehmen, daß in dem abgelegenen „Raff“, in dem ich hier sitze, auch „Theater gespielt“ wird. Von einer auswärtigen Gesellschaft. Letztlich wurde „Der Herr Senator“, ein Produkt der Firma Blumenthal und Nadelburg, gegeben. Ein richtiger Theaterzettel verkündete es. Im Kreise St. Goarshausen gibt es jetzt keinen Ort, in dem man in einem „Sommertheater“ der menschlichen Kunst schon eine Halle geöffnet hätte.

Um die Förderung und Pflege der Heimatkultur, des heimischen Volkstums und der Heimatliebe macht sich der im südlichen Oldenburg gebildete Heimatbund besonders verdient. Zu seinen Aufgaben zählt er auch die Pflege des Plattdeutschen. Auf seiner Generalversammlung hielten Dr. Castelle und Wagenfeld, der bekannte Münsterische Dichter, Referate und zwar in Plattdeutsch. Meines Wissens haben wir so etwas wie den Heimatbund in unserem Kreise nicht.

Auch der Volkshochschulgedanke marschiert hier. Sein eifrigster Vorkämpfer ist ein Oberlehrer in Bechta. Er ist jetzt zum Leiter

des erstehenden Volkshochschulheims in Damme, einem Flecken des oldenburgischen Münsterlandes, gewählt worden. Mit ihm werden als ständige Dozenten ein Pfarrer und ein Volksschullehrer in dem Volkshochschulheim wirken. Daneben sollen führende Männer der Landwirtschaft und anderer Berufe Vortragsreihen halten. Die Dammer Volkshochschule wird in dem dortigen Eisenbahnererholungsheim untergebracht. Es sollen dreißig junge Männer von 18 bis 24 Jahren aufgenommen werden die vom 1. November bis zum 1. April zu einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt, in dem Heim wohnen werden. Das Volkshochschulheim ist bekanntlich die höhere Form der eigentlichen Volkshochschularbeit nach dänischem Muster. Oldenburg wird demnächst drei Heime haben. Der Leiter des Dammerheims strebt eine allseitige, harmonische Bildung an, bei der vor allem auch die Gemüts- und Willenswerte zu ihrem Rechte kommen sollen und der allgemein sittliche und deutsche Charakter unter besonderer Betonung des Heimatlichen gepflegt werden soll. Im Kreise St. Goarshausen hat man bis heute noch nicht an so etwas Ähnliches auch nur gedacht.

So arbeitet man im Oldenburger Ländchen eifrig am geistigen und sittlichen Wiederaufbau. Besonders tut die Geistlichkeit beider Konfessionen dabei mit. Sie sorgt auch dafür, daß die Bildungsarbeit sich ungehindert auswirken kann. So hat es hier und im Nachbarlande der Pfarrer durchgesetzt, daß an Sonn- und Feiertagen kein öffentliches Tanzvergnügen stattfindet. Der Tag des Herrn soll eben nicht durch Ausschreitungen entweiht werden, die ja bei öffentlichen Bällen nicht selten sind.

Während ich bei köstlicher Ruhe diese Zeilen schreibe, dringt von der Straße, wo der Mondschein glüht, die einschränkende Weise eines Kinderliedes an mein Ohr — also nicht eines Gassenhauers oder Operettenschlagers, wie man sie in Lahnstein und Umgebung von Großen und Kleinen tagtäglich hören muß. Ein Zug von Kindern zieht durch die einsame Dorfstraße; sie schreuten Lampions und singen dabei in steter Wiederholung:

Dumme, dumme Laternen,
wir ziehen die Straßen auf und ab
und singen frohe Lieder,
morgen kommen wir wieder.

Singt nur, ihr lieben Kleinen; euer ist die Zukunft, in die wir Älteren nicht mehr hineinschauen werden. Hoffentlich wird sie euch bessere Tage bringen als die sind, welche wir jetzt erleben müssen.

Dr. S.

Die älteste Rheinsage

Schon römische Dichter haben den Rhein gefeiert, den Strom, der mit seinen grünen kühlen Fluten, seiner rauschenden Bogenpracht sie stözer annahm, mußte als irgend einer der ins Mittelmeer fließenden Ströme. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert redet Martialus den Rhein bereits als Vater an: Nympharum pater amniumque Rhene! Rhein, du Vater der Nymphen und der Flüsse! Und der Kaiser Julianus, genannt der Abstreim-

nige, jener Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, der Neffe Konstantins, der das von seinem Oheim zugelassene Christentum mit allen Mitteln wieder durch das Heidentum zu ersetzen suchte, Julianus erzählt die älteste Rheinsage, von der wir Kunde haben, und zwar in griechischer Sprache. In seinem 16. Briefe heißt es, die am Rheinufer wohnenden Kelten tauchten ihre Kinder in die Fluten, um deren rechtmäßige Geburt zu erproben. Denn der Rhein, so sagt er, wisse wohl, ob Kinder ehelich geboren seien. Solche trage er auf den Wellen und lege sie der zitternden Mutter wieder in die Hände, aber die unechten verschlinge sein Strudel. Auch der Dichter Claudianus, der im fünften Jahrhundert nach Christus lebte, stellt auf diese Sage an, es heißt bei ihm:

... Nascentes explorat gurgile Rhenus
... Neugeborene prüft der Strudel des Rheines!

Die Geschichte der Martinsburg

Von Bodo Ehardt

III.

Im 16. Jahrhundert fanden wir unter den Burgmännern 1527 einen Johann von Elz von dem Geschlechte, das sich nach der berühmten Burg Elz im Moseltal (abgebrannt am 29. September 1920) nannte. 1543 wird, was die Bedeutung dieses Namens kennzeichnet, ein Vikar des Domstiftes in Mainz zum Zoltschreiber in Lahnstein gemacht.

Aus dem Jahr 1567 ist wieder eine längere Urkunde erhalten, durch welche die Verpflichtung des Nikolas Junter gegenüber dem Erzbischof Daniel zu Mainz festgelegt wurde. Auch diese Urkunde möge folgen:

1567 uff Montag nach Reminiscere. (24. Februar.) Revers des Niklas Junter, als ihn Erzbischof Daniel zu Mainz zu seinen Schultheißen und Keller zu Lahnstein aufgenommen hat resp. diese Ämter unter folgenden Bedingungen und mit nachstehender Bestallung übertragen hat:

„Er soll die Rheinpforten und andere Tore selbst auf und zuschließen; die Pfortenschlüssel Tag und Nacht in guter Verwahrung bei sich eingeschlossen behalten und Niemand übergeben; die Stadtmauern, Hege und Schläge „aufrichtig“ halten lassen; die Wächter und Pfortner jederzeit fleißig zu sein anhalten und sich über Nacht ohne Erlaubnis nicht aus Lahnstein begeben, sowie alle Renten und Gefälle, welche zur „Saalkellerei“ gehören, einbringen; dafür erhält er zu Kostgeld 32 fl., und zur Besoldung 12 fl. 6 Malter Korn, ein „saal“ Fuder Wein und zwei Kleider, dazu mag er neben dem Opfergeld nachfolgende „accidentale“ erhalten: Wann gepändert wird 10 dl., vom Domkapitel jährlich 1 fl., und vom gemeinen Domus Geld 4 fl.; item den Garten in dem „saal“; item den Garten bei der Reichenburg; item einen Teil am Stadtgraben von der Viehenpforten an bis zu Rhein, doch soll er solche auf seine Kosten „im Banne Besserung erhalten“; dazu wird von Stiftswegen ein „Bender“, wie bisher geschehen, unterhalten, welcher den Kranken daneben dem Keller auch versehen soll.“

Daraus ist zu ersehen, daß ein wichtiges Tor der Burg „Rheinpforte“ genannt wurde, also nach dem Wasser zu sich öffnete und daß der Schultheiß in der Martinsburg auch die Mauern, Gräben, Hege und Schläge der Stadt zu beaufsichtigen hatte. Ein Bänder (Fassbinder, Zimmermann) soll einen Mauerteil am Stadtgraben in Ordnung halten, und auch den „Kran“ neben dem Keller, unter dem wohl ein großer Kran zum Entladen von Handelsgütern an der Zollstelle zu verstehen ist. Eine gleiche Urkunde wiederholt sich im Jahre 1575.

Wiederholt war das Schloß durch seine tiefe Lage nahe am Rhein dem Hochwasser ausgesetzt. Eine Reihe von Neckzeichen deuten die Rheinhöhe in den verschiedensten Jahren an, so 1566 an der Tür zu der Hauptwendeltreppe im Hofe rechts. 1628 und 1790, auch in neuerer Zeit ist das Schloß leider noch zeitweilig überflutet. 1691 berichtet der Amtmann Johann Kämmerer von Worms, genannt Dalberg, an den Erzbischof Johann Adam in Mainz über einen feierlichen Akt, der in Lahnstein vorgegangen ist, nämlich die Erbhuldigung, die seitens der Zöllner und der Burggrafen auf der großen Stube vorgegangen sei, während der Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft

von Lahnstein auf dem großen Saal geschworen haben.

Später melden die Urkunden nur noch Ernennungen zu Burgmannstellen. Im dreißigjährigen Krieg trafen das Schloß die Schicksale der Stadt Oberlahnstein, doch blieb es durch ein Wunder vor der vollständigen Zerstörung bewahrt. Mit der Stadt Oberlahnstein bildete zeitweilig die Burg den Mittelpunkt der schwedischen Kriegsunternehmungen in dieser Gegend und mußte 1636 eine Belagerung, Beschädigung und Eroberung im Afford erdulden. Auch sonst wird die Burg bei dem fortwährenden Wechsel der Kriegsvölker genug gelitten haben; Spanier, Franzosen, Deutsche folgten einander im Besitz; so ist es begreiflich, daß das nächste Jahrhundert einen teilweise Neubau für nötig hielt.

Ein solcher traf das Schloß angeblich im Jahre 1712; damals wurde unter Beibehaltung der alten Türme die Rheinfront der Burg durch ein neues Gebäude im Barockstil mit großen Fenstern und Mansardendach ausgebaut.

(Schluß folgt.)

Die Rheinschiffahrt in alter Zeit

Ein wie anderes Bild als heute mag der Rhein geboten haben, als König Gunther und Siegfried mit ihren Genossen von Worms den Rhein abwärts ruderten bis in das Meer hinaus, oder als die Normannen auf ihren schlanken Schiffen bis Bingen fuhren und das Land verheerten. Im ganzen Mittelalter war rege Schifffahrt auf dem Rhein, nur waren es Segelschiffe, die zu Berg mühsam von Pferden gezogen wurden, die alle Augenblicke halten mußten, um Zoll zu bezahlen oder zu leichtern. Und so ging es bis in die neueste Zeit, Nassau erhob bei Raab noch 1866 seinen Rheinzoll, so lange Nassau als Herzogtum bestand. Die Zersplitterung Deutschlands gestattete nicht, daß gemeinsame Schritte geschahen zur Hebung der Schifffahrt und des Rheinhandels. Höchstens schützte jeder seine Uferstrede und hielt seinen Leinpfad instand. Brachte doch gerade der Leinpfad das bare Geld herbei, denn den Rhein sahen alle als milchgebende Kuh an, alle Uferherren, nicht bloß die Raubritter, schienen sich verbündet zu haben, Schifffahrt und Handel durch Auflagen und Zölle jeder Art zu drücken, zur Verbesserung des Fahrwassers taten sie nichts. Zu Köln und Mainz bestand bis 1831 das alte Umschlagsrecht, das heißt: alle zu Berg kommenden Güter mußten zu Köln und Mainz auf Schiffe dortiger Schiffer umgeladen werden, während die zu Tal gehenden Güter von Mainz ab wieder nur auf Kölner Schiffen weiterbefördert werden durften. Bis Anfang des 18. Jahrhunderts bestand sogar daneben noch Stapelrecht, wonach die Güter in jenen beiden Städten nicht einmal einfach umgeladen werden durften, nein! sie mußten erst in das Stapelhaus geschafft und dort den einheimischen Kaufleuten zum Kauf angeboten werden, so daß der ganze Rheinhandel nur durch Vermittlung der Kölner und Mainzer Kaufleute vor sich gehen konnte. Bei solchen Vorrechten mochten sich denn die Kölner Kaufherren wohl ihres Reichtums rühmen!

Im Jahre 1827 wurde die Dampfschiffahrt auf dem Rhein eröffnet, und heute befahren mehr als tausend Dampfer den Strom, ohne Rheinzoll zu zahlen.

Oktober

von Max Dauthendey

Gib mir deine Hand, dran die Adern blauen,
deine Hand,
die ich nicht am Wege blümlings fand:
deine Augen,
die auf Augenblicke wie goldsuchend schauen
und zum Land. —
Gleich sind aller Dinge Endgeschicke,
aller, welche sich zu leben trauen.

Eine wahre Geschichte

Wenn ich mir auch ausbitte, daß an meiner Wahrheitsliebe niemand zweifelt, so muß ich doch

in dem Falle, den ich jetzt (kaum traue ich mich es zu tun) erzählen will, ausdrücklich erklären: ich bin weder süßer Weines voll, noch sonstwie geistig betört, noch hab ich die Absicht, meinen Lesern einen Bären aufzubinden. Es ist alles von A bis Z so geschehen wie ich es hier wiedergeben werde.

Ich brauchte ein neues, sehr breites und sehr hohes Bücherregal. Für meine Bücherei bestimmt, mußte es auch gefälliges Aussehen haben. Meine Frau bestellte einen Schreiner. Er kam. Ein kleiner Mann, energisch und klug aussehend, ernst und still. Er nahm Kenntnis von den gewünschten Maßen und machte nach einigen Tagen sein Angebot: „rot, Mahagoni poliert, 2 Meter breit, ebenso hoch, unten sehr tief, oben weniger, mit Zahnleisten und vielen Brettern, Preis 485 Mark, Lieferung am 6. Juli 1920.“ Er sagte das vor drei unbefragten, durchaus einwandfreien Zeugen.

Ich nahm sein Angebot an und hatte das Gefühl einer furchtbaren Gefahr. Was würde nun werden? Entweder würde ein Gestell aus Papierergas ankommen oder ein Bau aus alten Kistenbrettern mit irgend einem angeblichen „Rot“ lackiert, oder es würde wirklich etwas brauchbares bringen, dann aber behaupten, er habe 485 tausend Mark gesagt. Oder ich würde ein Jahr lang vergeblich warten und Wertvertragsprozesse haben. Mein Anwalt, zu dem ich flüchtete, erklärte mich zwar für einen leichtsinnigen Patron, meinte aber, wir wollten warten, wie der Hase läuft.

Am 5. Juli sagte meine Frau: „Morgen kommt das Regal.“ Ich habe nie so gelacht. Der 6. Juli brach an. Meine Frau sagte wieder: „Regal.“ Ich bat um Schonung. Ich hielt es nicht aus. Nachmittags um 4 Uhr sagte meine Frau: „Der Schreiner bringt das Regal.“ Ich legte mir eine Eiskompressen (Eisergas, Pfund 100 Mark) aufs Herz und schwigte. Endlich ging ich hinaus.

Meine lieben Leser, ich bin wirklich bei vollem Verstande und schwöre, was nun kommt, ist nicht erlogen, keiner Zeitung entnommen und auch kein Aprilscherz: Der gleiche Mann, wie der, der sich vor drei Wochen als Schreiner Soundso ausgegeben hatte, stand vor mir. Er brachte ein Büchergestell, rot poliert, nicht nur vorne, nein, unten, oben, an den Seiten, überall poliert, daß es nur so funkelte, aus herrlichem trockenem echtem Holze, und fing an, es aufzustellen. Es war eine Freude, wie beim Öffnen eines neuen Geldschrankes: wie die Glieder einer Präzisionsmechanik fügten sich alle Teile in einander. Die Bretter — was glauben Sie von den Brettern? Verzogen, gesprungen, zu klein? Nein, tadellos passend, jedes in sein Fach, ebenso die Halter in den Zahnleisten, den polierten Zahnleisten. Es war ein Meisterwerk der Schreinerkunst. Ich beugte es von allen Seiten mit gestielten Augen suchte und suchte und fand keinen Makel!

Ich sah tief erschrocken den Mann an: er tat gleichgültig, als ob alles selbstverständlich sei. Um Gotteswillen, fragte ich mich, wo steckt denn diesmal der Betrug?

Aber schon schlug mir das Herz im Halse: natürlich die Rechnung! Die hatte er ja noch in der Tasche, dieser heimtückische Mensch. Ich setzte mich in einen festen Stuhl und forderte die Reinen ernst und ergriffen auf, das Gleiche zu tun. Dann fragte ich, gefaßt und äußerlich kühl: „Haben Sie die Quittung bei sich?“

„Einen Moment,“ sagte er und arbeitete weiter. Ratlos blickten wir uns an, voll äußerster Entsetzen.

Endlich erbarmte sich der Mann und übergab mir die Rechnung. Es flirrte mir vor den Augen, aber schließlich las ich: 485 Mark. Es war der Preis, den er damals vor 3 einwandfreien Zeugen genannt hatte, auf den Pfennig genau der gleiche Preis. Ich zahlte und er bestätigte den Empfang. Dann drückte ich ihm die Hand wie eine gerechete Wasserleiche ihrem Retter. Er zog ein Gesicht. Er fand das allem Anschein nach übertrieben.

Also, meine lieben Leser, noch einmal: Das ist wirklich wahr. Genau am vereinbarten Tage hat ein Mann mir eine bestellte Arbeit nicht nur genau so wie bestellt sondern viel schöner, zu dem vereinbarten unverhältnismäßig wohlfeilen Preise geliefert. Es steht historisch fest:

Ich habe am 6. Juli 1920 nachmittags 4 Uhr einen wirklich ehrlichen und anständigen Menschen gesehen, der, so viel ich es beurteilen kann, seine fünf Sinne beisammen hatte!

Ich sehe rosig in Deutschlands Zukunft. H. v. W.

Schrifttum

Vom schlafenden Homer

Werkwürdigkeiten aus Kunst und Schrifttum.

III.

Der ältere Alexander Dumas, der Verfasser des Grafen von Monte Christo, hat mit seiner überaus fleißigen Feder zu unendlich vielen Ausstellungen Anlaß gegeben; aber noch sind Stellen selten wie aus dem „Halsband der Königin“, wo ein geheimnisvoller Fremder in einer aufregenden Lage sich folgendermaßen äußert: „Oh! Oh! murmelt Don Manuel portugiesisch“ (!) Volzac schreibt in „Cousine Bette“: „Der Polizeikommissar antwortete schweigend.“ Ein andermal läßt er einer Person, der die Augen fest zugebunden sind, so daß sie nicht sehen kann, folgenden seltsamen Rat erteilen: „Passen Sie gut auf, verlieren Sie keines meiner Zeichen aus dem Auge.“ Noch unmöglicher sind Satzstellen wie diese: „Der blinde König von Hannover mußte sehen, wie sein Königreich Preußen eingelegt wurde (aus einer Erzählung von John G. Monnet) und: „Ginibre, ein ehrlicher Blinder... wirft einen melancholischen Blick auf die leere Flasche“ (aus Pécaire von Bouvillon). Sehr zahlreich sind die Entgleisungen in Murgers Bohème: „Die schönste Stellung eines menschlichen Wesens“, heißt es da z. B., „ist die des Mannes, der sich über sein Werk beugt, um vor sich selbst aufrecht zu stehen.“ Trotz seines unaufhörlichen Zeilens und Suchens nach passendem Ausdruck ist auch Flaubert eine Anzahl solcher Verstöße unterlaufen. Den Anfang eines Briefes in „Boward und Beronchet“ schildert er folgendermaßen: „Sein Weggewand, von apfelgrüner Farbe, mit Lilien reich bestickt, war himmelblau.“ In Madame Bovary werden einmal 75 Franken in lauter 40 Sous-Stücken ausgezahlt, aber der Dichter sagt uns nicht, wie man 75 Franken in 2 Franken-Stücken bezahlen kann. Daubert schreibt im Tartarin de Tarascon den Arabern phantastische Einreden zu: „4000 Araber liefen hinterher, mit nackten Beinen, heftig gestikulierend, sinnlos lachend und ließen in der Sonne ihre 600 000 weiße Zähne leuchten.“ Dabei kamen auf jeden Araber gerade 150 Zähne. Im „Mannequin d'osier“ entwirrt Anatole France folgender hinterer Vergleich: „Du siehst die Republik zwischen den Mächten schwimmen wie ein Perlhuhn zwischen einer Schaar Möwen“, wobei der Dichter augenscheinlich das Perlhuhn für einen Seebogel hält.

Zu ergötzlichen Mißverständnissen hat die Venus von Milo den Dichtern Anlaß gegeben. Nicht nur, daß einer den Fundort Milo für „einen Künstler, dessen Ruhm die Jahrhunderte überdauert“ erklärt, auch die Hände und Arme dieser armlosen Statue haben oft zu den schönsten Vergleichen herhalten müssen. So schreibt Amédée de Vast: „Er drückte auf ihre Hand, weich und weich wie die der Venus von Milo den ehrerbietigsten der Risse“, und Jules de Gastagne: „Sie hob ihren weißen Arm, geformt wie der Arm der Venus von Milo, leuchtend wie der Marmor.“ Derselbe Autor läßt „einen Keger erblassen“. Die Schlankheit der Taille seiner Heldin schildert Charles Mérouvel: „Eine Männerhand hatte sie mit ihren zehn Fingern umspannen können.“

Vor einigen Jahren wurde im Pariser Salon das Bild eines angesehenen Malers ausgestellt, das ein Porträt eines Kavaliers aus der Zeit Ludwigs XIV. darstellen sollte. Dieser Kavalier hatte eine Pistole in der Hand, die man aber zu jener Zeit noch nicht kannte. Der berühmte Tintoretto malte sogar die Kinder Israel, Manna sammelnd, ebenfalls mit Schutzwaffen versehen. Auch Albrecht Dürer beging einen bedenklichen Zeitfehler, indem er den Erzengel, der Adam und Eva aus dem Paradiese vertreibt, im volangezierten Kleide darstellt. Derselbe Künstler ließ auf dem Gemälde „Petrus den Herrn

verratend“, einen römischen Soldaten gemächlich seine Tabakpfeife schmauchen. Unzweifelhaft zu den wunderbarsten Fehlgreifen gehört Peter Breughels des Jüngeren Irrtum in seinem Meisterwerke „Kreuztragung Christi“, wo neben dem seine Bürde tragenden Heilande ein Mönch mit dem Kreuzfix in der Hand einherschreitet. Rührend war die Fürsorge des französischen Malers, der seine „Virgo“ eine Tasse Kaffee schlürfen läßt und noch toller der Fehler, der vor einigen Jahren die Besucher des Pariser Salon zum Lachen reizte. Ein Gemälde zeigte nämlich das Eden mit Adam und Eva in ihrer noch unschuldsvollen Einfachheit, während hinter dem Gesträuch Satan in moderner Jägertracht lauerte.

Indessen nicht nur die modernen Maler mit ihrem Bestreben, die Gestalten der Bibel nach dem wirklichen Leben zu schildern, haben solche Anachronismen (Zeitwidrigkeiten) hervorgebracht. Auf einem Bilde in der Domkirche zu Augsburg ist die Gattin Nochs dargestellt, als Sultanin bekleidet und mit einem Bolgerer Gündchen auf dem Arme. Neben ihr in einem schönen Bauer ist ein Papagei zu sehen, der ein Papier in den Klauen hält, auf dem die Sprüche und Worte stehen, welche ihn die Familie Nochs lehrte. Und auf einem Gemälde, welches früher im Nürnberger Rathaus hing, prangte König Albasversus auf dem Throne sitzend, mit dem Orden des goldenen Vlieses, der erst im Jahre 1429 gestiftet wurde.

Musikalische Kindererziehung

Von Dr. Edgar Jstel.

II.

Welches Kind ist nun zur Musikausbildung geeignet? Die Beantwortung dieser Frage ist bei manchen Kindern sehr leicht: Wer jede vorgesungene Weise leicht und sicher nachsingt, wer am Ende gar selbstständig ohne Anleitung Gehörtes am Klavier sich zusammensucht, der ist ohne Zweifel musikalisch. Aber nicht alle Kinder sind kleine Mozarts; in manchen schlummert der Toninn und muß erst geweckt werden, um zum Durchbruch zu kommen. Hier vermag nur der Fachmann eine Entscheidung zu treffen, und nur an einen solchen, dessen Gewissenhaftigkeit über allen Zweifel erhaben ist, und der nicht, um eine Privatstunde mehr zu bekommen, zu allem Ja und Amen sagt, sollten ernstlich um das Wohl ihrer Kinder besorgte Eltern sich wenden. Vermag der Betreffende die Aufnahme des neuen Schülers zu verantworten, dann gut; wenn nicht, oder stellt sich am Ende erst nach einiger Zeit der Mangel höherer Begabung heraus, so verschwende man nicht länger Gesundheit und Zeit, sowie ein gutes Stück Geld, sondern tröste sich mit dem Bewußtsein, daß auch ohne Ausbildung der Musik aus dem Kinde ein ganz tüchtiger Mensch werden könne, quäle es also nicht länger und verschwende Zeit und Geld für bessere Zwecke, d. h. zu längerem Aufenthalt in frischer Luft, körperliche Übung und Anschaffung guter Bücher. Dagegen veräume man keine Gelegenheit, auch diese minderbegabten Kinder in gediegene Konzerte und später auch progressiv dem Verständnis angemessen in die Oper zu schicken, und bereite sie, wenn irgend möglich, ein wenig durch allgemeine Belehrung vor. Diese wird um so fruchtbringender sein, wenn das Kind wenigstens in die Kenntnis der Noten und Intervalle eingeführt wird und leichte Volkslieder vom Blatte zu singen vermag. Diese elementaren Kenntnisse aber vermittelt — oder sollte es wenigstens tun — die Schule, in deren Stundenplan freilich die Musik immer noch sehr nebensächlich behandelt wird. Doch soll uns die ja nicht mehr zu umgehende Reform des Schulunterrichts in der Musik diesmal nicht ausführlicher beschäftigen. Die Hauptsache ist und bleibt: elementare Stimmm- und Gehörbildung für alle Kinder, Ausbildung am Instrument nur für die Begabteren. Aber auch die letzteren sollte man nicht am Instrument anfangen lassen. Sache des einsichtigen Lehrers ist es, eine unter Umständen Monate in Anspruch nehmende allgemeine musikalische Erziehung auf Grund des Gesanges der speziellen Ausbildung vorangehen zu lassen, und verständige Eltern werden gerne noch eine kleine Weile auf den zweifelhaften Genuß verzichten, ihr Kind ein mühsam eingepauktes Stückerl zu Weihnachten oder ähnlicher

Gelegenheit vorstumpfern zu hören. Diese allgemeine Erziehung ist aber namentlich unentbehrlich für solche, die sich dem Klavier zuwenden, denn das Instrument, das den Ton fertig liefert, trägt nicht im geringsten zur Ausbildung des eigentlichen Musiklebens bei, der sogar manchem berühmten, mit seiner Fingerfertigkeit prahlenden Virtuosen abgeht. Ausbildung des Gemüts, nicht der Finger aber ist das Endziel allen wahrhaften Unterrichts.

(Schluß folgt.)

Strumpfgeschichten

Von R. Hermann, Koblenz

Das Strüden — diese halbvergeffene Kunst unserer Großmutter, die nun wieder zu Ehren gekommen ist — ist eine uralte Handfertigkeit. Schon die germanische Frau strickte und häkelte Strümpfe allerdings nicht, wohl aber Haarnetze und vor allen Dingen Fischnetze. Häkelnadeln mit glattem Griff und seinem Haken gehören nicht zu seltenen Höhlenfunden. Die Pfaffenfrau trug eine solche Nadel, die mit einem Loch am Griff versehen ist, am Gürtel, um sie immer zur Hand zu haben. — Wenn nun auch das Altertum vom Stricken schon weiß, wenn man auch im 7. Jahrhundert von gestrickten Strümpfen spricht, gestrickte Strümpfe trägt, so gerät diese Sitte doch vollständig in Vergessenheit, um im Italien des 13. Jahrhunderts erst wieder von neuem erfunden zu werden.

Nun strickt man wohl Kopfbedeckungen und Handschuhe aber keine — Strümpfe. Fuß- und Beinbekleidung wurden aus Leinwand, Woll, Filz, Seide oder Tuch verfertigt, die entweder wie Widelsamischen befestigt oder — wenn sie recht glatt und prall das Bein umschließen sollten — an der Wade mit Schnürbändern zugeschnürt wurden. Daß man sie auch durch kostbare — in diesem Falle waren es blaue — Strumpfbänder hielt, beweist u. a. der Anlaß zur Stiftung des höchsten englischen Ordens. Eduard III. besucht 1346 mit seiner Geliebten, der Gräfin Salisbury, einen Ball, auf dem sie beim Tanz ihr linkes Strumpfband verliert. Ihr königlicher Freund will es schnell aufheben, ergreift aber versehentlich das Kleid seiner Dame und verlegt sie dadurch in tödliche Verlegenheit. Dem Spott der Anwesenden hält er sein „Honu soit qui mal y pense“ entgegen, das zur Devise des von ihm gestifteten Hosenbandordens wird.

Die Strümpfe steigen vom Knie immer höher, bis die Hose schließlich nur noch aus einem badehofenartigen Ueberbleibsel besteht. Diese Strumpfhosen der Männer — die Frauen tragen Soden — werden am Gürtel befestigt. Besonders charakteristisch für diese Tracht, die aus Spanien kommt, ist das Porträt Karls IX. (1550—74) von Francois Clouet, das sich in Wien befindet. Die wundervoll glatten Strümpfe des jungen Königs sind natürlich — gestrickt, denn schon geraume Zeit vor dem Ende des 16. Jahrhunderts trägt jeder solche Strümpfe. Der Vater Karls, Heinrich II. (1519—1559) trug zuerst gestrickte Seidenstrümpfe, und zwar zur Hochzeit seiner Schwester während sein Vorgänger, Franz I. (1494—1547) noch genähte Woll- oder Leinenstrümpfe getragen haben soll.

In England legte die Königin Elisabeth (1533—1603) die ersten gestrickten Seidenstrümpfe an, und sie hätte es in der Hand gehabt, auch die ersten gewebten Strümpfe zu tragen. Ein armer, aus dem Amt gejagter Pastor, William Lee aus Woodborough bei Nottingham, dessen Stedenpferd die Mechanik ist, kommt mit seiner Erfindung 1589 zu ihr. Es ist ein Strumpfwirkstuhl, den er gebaut hat, um seiner Frau, die in bitterster Not die Familie durch Strüden ernährt, die Arbeit zu erleichtern. Elisabeth und ihre Räte, sonst fortschrittlich gesinnt, zeigen dafür kein Interesse, und der arme Pastor sucht und findet dies nun in Frankreich bei Heinrich IV. (1553—1610). Als aber der König durch das Messer Navailles stirbt, wird Lee als Ausländer und Protestant gehaßt und verfolgt. Nach seinem Tod kehrt einer seiner Gehilfen — an anderer Stelle heißt es, sein Bruder — nach England zurück und begründet hier große Strumpfwereereien. Jean Gindret aus Rimes ahmt diese Maschinen, nachdem er sie nur gesehen, nach und etabliert im Jahre 1656 im Schloß Madrid bei Paris seine Strumpffabrik.

Franklin berichtet noch ein anderes Geschichtchen von dieser Erfindung. Da ist es im Anfang des 17. Jahrhunderts ein armer Schlosser in der Nähe von Caen, der die vollkommenste Maschine, die Gott je gemacht hat konstruiert. Colbert, den man dafür interessiert, verspricht, Ludwig XIV. ein Paar dieser gewebten Strümpfe zu zeigen. Die Strumpfhändler von Paris, die die Konkurrenz fürchten, bestechen einen Kammerdiener des Königs, der in dem Gewebe vorsichtig einige Maschen durchschneidet. Diese räuseln natürlich auf, als der König die Strümpfe probieren will, und so werden sie als unbrauchbar abgelehnt. Der unglückliche Erfinder verkauft nun seine Maschine für ein Ei und ein Butterbrot an einen Engländer und stirbt im Armenhaus.

Ob nun die eine oder die andere Version die rechte ist — jedenfalls ist die Strümpfmaschine erfunden, man ist sich jetzt auch ihrer Bedeutung bewußt und behütet ihren Mechanismus eifersüchtig. Doch hier und dort und anderswo werden nun derartige Maschinen gebaut und Frankreich bezahlt allein im Jahre 1662 für eingeführte Baumwollstrümpfe 816 855 Pfund.

Eigentlich gibt es jedoch nur für schön und elegant, seidene Strümpfe zu tragen, die man, je nach dem Geschmack der Zeit färber oder schmückt. Unter Heinrich III. trägt man sie grün, unter seinem Nachfolger rot, und in Richelieus Tagen sieht man sie in allen Schattierungen. Das ist die Zeit, in der die Damen vom A-la-mode-Teufel befallen sind und Strümpfe „von hoher Farb“ bevorzugen. Unter Ludwig XIV. verzieren man die Strümpfe mit farbigen Zeichnungen. Das veranlaßte den „galanten Merkur“ zu der recht ungalanten Bemerkung: „Wären nicht solche Strümpfe unnütz, wenn die Damen nicht entschlossen wären, ihre Beine zu zeigen!“ — Man verhüllt also jetzt ebenso wenig seine Reize und unterstreicht sie ebenso sehr wie im Anfang des 18. Jahrhunderts, — wie zur Zeit des Empire, wo die Seidenstrümpfe reich mit Gold- und Seidenstickereien bis zur halben Wadenhöhe versehen werden. — Nach Montaigne (1553—92) trug man den Strumpf in unzähligen Falten, später mußte er glatt wie eine Haut das Bein umschließen und wurde unter den Kniekehle fest gebunden. Im Sommer war es Mode, ihn „mitten auf den Waden“ zu befestigen, und im Winter zog man mehrere Strümpfe übereinander. Ich glaube, es war auch Montaigne, der es dabei bis zu vierzehn Paaren brachte.

Ueber die weiße Strumpfmode des 19. Jahrhunderts und über eine ungemein große Farbenfreudigkeit vor noch nicht so langer Zeit sind wir beim hauchdünnen, schwarzen Seidenstrumpf angelangt, den die elegante Frau oben an stellt, und den höchstens ein durchbrochener oder farbiger Zwickel zieren darf. Durchbrochene Strümpfe beeinträchtigen die Form des Beins und farbige läßt man nur in Harmonie mit dem Kleid auf der einen, mit dem Schuh auf der andern Seite gelten. Was sonst noch von den bestrümpften und sogar — unbestümpften Beinen von heute zu sagen wäre, wäre indiskret und könnte sogar nicht immer höflich sein. Deshalb soll es einer berufeneren Feder überlassen bleiben, vielleicht in hundert Jahren einmal Strumpfgeschichten von 1920 zu erzählen.

Pension Stöffinger

Von Dorothea Schumacher

Morgens auf der Hotelveranda. Willy Sauerwald gähnte. Es war doch recht langweilig in dieser Hotelpension: nichts als Damen, höchstens einmal ein abgearbeiteter älterer Herr, der Erholung suchte.

Plötzlich kam Bewegung in die Damen, die in den Korbfesseln ruhten. Sie zupften an ihrer Frisur, setzten sich mehr oder weniger graziös zurecht, rühten am Gürtel, benutzten heimlich das Puderpapier...

Was war denn los?

Willy Sauerwald sah sich um. Ein junger Mann kam die Allee herauf. Und dieser junge Mann war hübsch — nein, er war von vollendeter klassischer Schönheit. Die ganze Hotelveranda dachte er lebendig. Man lächelte, nickte, girrte und unterhielt sich mit effizienter Munterkeit.

Willy war mit einem Male so vergnügt. Man stellte ihr Harald Sauerwald vor. Er kam bald ins Gespräch mit Willy, die wie im Traume war.

„Sind Sie zum ersten Male am Bahrensee? Darf ich Sie etwas herumführen? Ich bin schon den dritten Sommer hier und glaube, daß ich hier ein ganz guter Cicero wäre.“

„Mit Vergnügen!“ antwortete sie, und ihr Herz klopfte freudig.

„Dann rudern wir vielleicht heute Abend auch noch ein bißchen, gnädiges Fräulein; es ist gerade Vollmond. Um acht Uhr am Bootsplatz — bleibt es dabei?“

Willy nickte bejaht.

Es war kaum acht Uhr, als sie eines der leichten Ruderboote bestiegen. Dies Gleiten auf dem im Mondlicht flammenden See... Ferne Violintöne... Und die jetzt überirdisch wirkende Schönheit des jungen Mannes... Traumbhaftes Glück...

Eines Morgens sah sie allein im Bootshäuschen. Täglich war sie mit Harald Sauerwald zusammengekommen, er schien sich für sie zu interessieren. Und sie — sie glaubte ihn bereits zu lieben...

Eine fremde Stimme weckte sie aus ihrer Träumerei. Sie verstand jedes Wort.

„Bitte, auf ein Wort, Herr Sauerwald!“

Es war die Inhaberin des Hotels, Frau Stöffinger.

„Bitte?“ — Es war Harald, der antwortete.

„Also Herr Sauerwald, Sie erinnern sich wohl unserer Abmachung...“

„Warum erinnern Sie mich daran?“ fragte er etwas unwillig zurück.

„Weil — weil Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Sie widmen sich da ausschließlich dem Fräulein Sauerwald, aber das ist mir gar nicht lieb, denn sie zahlt nur 40 Mark die Woche. Haben Sie denn das kleine Verzeichnis nicht mehr, worauf steht, wieviel jede meiner Pensionärinnen bezahlt? Am meisten zahlt, wie Sie wissen müßten, Fräulein Spad. Achtzig Mark die Woche! Und mit der haben Sie noch nicht einmal ein einziges Mal Tennis gespielt. Sie wird mir noch abreißen! Sie müssen heute nachmittag unbedingt mit Fräulein Spad ausfahren.“

„Heute gerade geht es nicht, Frau Stöffinger, ich hab' schon eine Verabredung.“

„Mit Fräulein Sauerwald, nicht wahr? — Also bitte, Sie widmen sich heute ausschließlich Fräulein Spad, oder Sie müssen nächsten Sonnabend abreißen.“

Harald Sauerwald brummte etwas wie Zustimmung und ging.

„Herr Sauerwald, ich habe alles gehört!“ sagte Willy Sauerwald, als er an ihr vorbeikam.

Er stand wie angewurzelt und war freideweis geworden. Dann versuchte er darüber hinwegzuschmerzen: „Sie wissen doch... ermäßigte Preise für Studenten!“

„Nein, das ist was anderes“, erwiderte Willy kalt, an ihm vorbeisehend.

„Ich — ich wollte es nicht. Ich wollte nur eine kleine Preisermäßigung... Das tun sie doch alle. Im Winter bin ich erster Liebhaber am Theater, das habe ich Ihnen wohl noch gar nicht erzählt. Die Frau Wirtin hier hat mich in meinen besten Rollen gesehen und meinte, ich wäre auch im wirklichen Leben ein famoser Liebhaber.“

Er hatte also seine Jugend und Schönheit sozusagen für ein Butterbrot verkauft! Sie sah ihn an und bemerkte so manches, was ihr bis jetzt noch nicht aufgefallen war: eine gewisse Bühnenmaske wiederholte, schöne wohlensindierte Geste, ein Beben und Modulieren der Stimme.

„Aber trotzdem geh'n wir doch heute nachmittag zusammen zum Sperbertal —?“

Sie schüttelte trüb den Kopf.

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort, Willy —“

Ihr stiegen die Tränen auf, sie grüßte ihn flüchtig und eilte fort.

In ihrem Zimmer weinte sie eine halbe Stunde, dann packte sie ihre Sachen, bestellte den Hotelwagen für den Nachmittag und ließ sich das Mittagessen auf dem Zimmer servieren.

Als sie am Nachmittag über die große Veranda schritt, stand Harald Sauerwald da.

Er sah zu, wie sie den Hotelwagen bestieg und davonfuhr...

Da holte er tief Atem und wandte sich mit etwas resigniertem Lächeln zu dem reichen Fräulein Spad:

„Gnädiges Fräulein! Es ist ein herrlicher Tag heute. Darf ich Sie nicht einmal bitten, mir Ihre Gesellschaft zu schenken?“

Frau Stöffinger ließ sich an jenem Abend die Hände: Fräulein Spad hatte auf weitere vier Wochen gemietet und im Voraus bezahlt! —

Peinliche Geschichten

Ausschneiden

Du unterhältst dich mit deinem guten Bekannten, dem Rentier Friede über das und dies, und da ihr so gut im Plaudern seid, willst du ihm etwas ganz besonders Interessantes erzählen. „Wissen Sie schon das Neueste von Haxertorn?“ fragst du. „Also hören Sie an: Ich weiß es ganz genau, aus erster Quelle... mir hat's der... der... ja ich weiß gar nicht gleich, wer mir's gesagt hat, aber es ist aus erster Quelle, und Sie können sich darauf verlassen. Also der Haxertorn hat 800 000 Mark von einem entfernten Verwandten geerbt, davon 200 000 Mark innerhalb vier Wochen durchgebracht, mit dem restlichen 600 000 Mark ein große Anilinfabrik in Westdeutschland gekauft und im übrigen sein altes Verhältnis, die Stickerin, vor die Tür gesetzt und Beziehungen zu einer geschiedenen Gräfin angeknüpft. Was sagen Sie jetzt?“

„Daß Haxertorn nicht 800 000 Mark geerbt hat, sondern nur 500 000, daß er nicht 200 000 Mark in vier Wochen durchgebracht hat, sondern nur 120 000, daß er keine komplette Anilinfabrik gekauft hat, sondern nur Aktien einer solchen, daß er seine Stickerin nicht vor die Tür gesetzt hat, sondern, daß er sich nur nicht mehr recht mit ihr verträgt, daß die Gräfin nicht eine Gräfin, sondern eine geschiedene Rechtsanwältin ist, daß im übrigen ich es war, der Ihnen das alles erst von drei Tagen erzählt hat und daß ich sehr, aber schon sehr gebeten hatte, die ganze Geschichte nicht weiterzutragen.“

Der Brief

Oskar Frätig schuldet dir 200 Mark. Schon seit drei Monaten schuldet er sie dir. Du hast ihn bisher noch nicht gemahnt, da du meinst, er kommt gelegentlich einmal vorüber und begleiche sein Konto, aber Oskar Frätig ist nicht gelegentlich mit vorübergekommen. Da sitzt du nun eines Tages abgebrannt zu Hause und denkst über die Unverfrorenheit dieses Frätig nach und sagst dir, daß es doch niederdrückend ist, einem anderen schon vor zwei Monaten 200 Mark geborgt zu haben und heute selbst auf dem Trottoir zu sitzen. Und plötzlich entscheidest du dich heftig, greiffst zum Federhalter, läßt ihn von deinem Born führen und schreibst diesen Brief:

Geehrter Herr!

Seit zwei Monaten schulden Sie mir nun schon 200 Mark, ohne bisher es für nötig gefunden zu haben, an die Begleichung der Schuld zu denken. Sie können sich vorstellen, daß meine Hochachtung vor Ihnen nicht gestiegen ist. Sollten Sie bis übermorgen, den 6. d., nachmittags 5 Uhr, nichts von sich hören lassen haben, werden Sie sich die Konsequenzen selbst zuschreiben haben.

Achtung

Freiz Helm.

Du schreibst diesen Brief, sagst, dies getan, ein energisches „So!“, pappst den Brief zu und trägt ihn in den Briefkasten. Wie du wieder nach Hause kommst, hat deine Wirtin einen Herrn in dein Zimmer geführt, Herrn Oskar Frätig, der dich herzlich begrüßt und „Guten Tag, mein lieber, lieber Herr Helm“, sagt und „Nun, wie geht's denn?“

„Ach, danke“, stotterst du.

„Also denken Sie nur,“ bietet dir Herr Frätig eine Zigarre an, „ich war jetzt sieben Wochen verreist — aber mein erster Weg, als ich heute morgen wieder kam, galt Ihnen. Zunächst einmal: hier sind die 200 Mark zurück, die Sie mir so lebenswürdigweise feinerzeit liehen und besten Dank also auch, mein lieber Herr Helm! Ihnen hat's doch hoffentlich nicht zu lange gedauert? Wie? Nein? Nun, ich dachte mir schon, beim Herrn Helm ist das nicht so eilig. Aber nun zur Hauptsache: mein Onkel in Köln, der Fabrikdirektor, hat einen glänzenden dotierten Ingenieurposten frei. Da das in Ihr Fach schlägt, dachte ich natürlich gleich an Sie. Haben Sie Lust, mein lieber Herr Helm?“

„Je nun: haben Sie Kopfschmerzen bekommen, mein lieber Herr Helm?“